

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

51. Sonnabend, am 25. Juni 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

**U**eber Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Von Karl Gutzkow. — Berlin, bei Plahn. 1836.

Seit Göthe an Schubarth schrieb, er habe sich in dessen Darstellungen wie in einem Doppelspath erblickt, hat die Schaar seiner Erklärer so zugenommen, daß der große Dichter, wenn er noch lebte, sich wie in einem Prisma, in allen Farben und Verzerrungen wiederfinden könnte. Das Erklären Göthe's hat auch wirklich viel Lockendes. Einmal ist die Forschung, was und wie dieser gewaltige Geist gewirkt und gestaltet, vom höchsten Interesse; sodann machen es sich die Herren eben nicht besonders sauer, sondern sie erklären getrost hinein, was sie nicht heraus erklären können; die Eitelkeit thut dann wohl das Uebrige, und wir haben Erklärer, die sich selbst kleine Göthe dünken, weil sie den großen erklärt haben und es ihnen gelingt, seinen Styl ziemlich linksch nachzuahmen. Bei alledem könnte ihnen das Publikum für ihre Anstrengungen Dank wissen, wenn sie, wie Gutzkow, den großen Mann von einem gewissen Standpunkte aus betrachteten, anstatt eins oder das andere seiner Meisterwerke immer von neuem wieder zu commentiren.

Was ist nicht z. B. schon alles über den Faust geschrieben worden! — Hätte Göthe nur den zehnten Theil von Allem dabei gedacht, was uns die Herren erzählen, gewiß, er hätte die herrliche Dichtung nimmer hervorgebracht. Der Genius schafft unbewußt, gewissermaßen aus Instinct. Man kann die Glieder des Apoll vom Belvedere mit Zollstäben ausmessen und die Verhältnisse berechnen, der aber, der auf diese Weise arbeitet, wird keinen zweiten Apoll hervorbringen. Es wäre ein wahres Glück, wenn Niemand mehr den Faust commentirte; der Göthe'sche Faust verschwindet, wenn es noch ein Weilchen so fortgeht, am Ende unter den Fausten seiner Erklärer.

Nachdem wir aber bereits oben gesagt, daß Gutzkow Göthe von einem bestimmten Standpunkte aus betrachtet, müssen wir nun noch hinzufügen, daß dieser ein sehr interessanter, und die Darstellung eine solche ist, daß wir sie mit Recht über alle anderen, aus der Feder dieses Autors gekommenen, setzen können. Mit einer philosophischen Ruhe,

einer Gründlichkeit, ja wir können hinzusetzen: mit einem Entfernthalten von Anmaßung, das wir an Gutzkow sonst nicht gewohnt sind, behandelt er seine Aufgabe auf eine Weise, für die ihm das höher gebildete Publikum Dank wissen und dieß durch das Vergessen seiner „Wally“ und der berüchtigten Novellen-Vorrede bethätigen wird. Ganz besonders interessant erschien uns die dritte Abtheilung des Buches. Das, was er hier über Göthe's Jugendjahre, in Bezugnahme auf Lavater's gleichzeitiges Wirken, über Basewitz's Erziehungs-Methode, über die Kreise Jacobi's und der Fürstin Gallizin spricht, ist so wahr als schön gesagt, und zeigt von tiefer, größtentheils richtiger Anschauung. — Möge doch Gutzkow sein Talent ferner in dieser Weise walten lassen, er würde leicht auf eine edle Weise erwerben, was er früher auf eine minder gute erzwingen wollte. —

**Der Geächtete.** Roman von G. C. Hall, Verfasser des *Buccaniers*. Aus dem Englischen von Richard. 3 Bände. 8. Nachen und Leipzig, bei J. A. Mayer. 1836.

Seit Scott und Cooper sich bestreben, in ihren Romanen Alles bis in die kleinsten Details auszumalen, hat sich die historische Schilderung immer mehr der Genre-Malerei genähert. Die Nachfolger beider Novellendichter aber haben vergessen, daß Scott sehr genau die Wirkung berechnete, welche die anscheinend in's Kleinliche gehende Darstellung auf den Leser machen würde, daß er sie nur da anwendete, wo er meinte, daß eine gewisse epische Ruhe zwischen bedeutenden Begebenheiten eintreten müsse, damit die letzteren sich nicht überstürzend den Leser ermüden möchten, und daß es bei ihm, wenn er es angemessen fand, oft nur zwei bis drei Worte bedurfte, um einen sehr interessanten Gegenstand auf's treffendste zu charakterisiren. Es giebt allerdings viele Leser, denen solche bis in's Kleinste gehende Schilderungen zusagen, ja die von ihnen, z. B. in Washington Irving's Schriften, ganz entzückt werden können, aber die Mehrzahl wird dieselben breit finden und das Buch mit Mißbehagen aus der Hand legen. Der „Geächtete“ gehört unbedingt unter die Rubrik solcher

Detail-Gemälde, an denen indeß große Vorzüge nicht zu verkennen sind. Die Charaktere sind bis in's Kleinliche gehend, aber interessant, richtig und mit festem Griffel gezeichnet. Diefelbe Bewandniß hat es mit den Begebenheiten; sie sind folgerecht, historisch genau, ohne überflüssige Zwischenhandlung. So wie aber in den Gemälden der alten Niederländer der größte Fleiß auf die Scenerie verwendet erscheint, wie das Federchen auf dem Sammet, die feinsten Fältchen in der Seide mit der ängstlichsten Genauigkeit wiedergegeben werden, so geht auch hier die Schilderung alles Beiwerkes bis in's Unglaubliche. Nicht genug, daß uns von allen Möbeln, hölzernen Amoretten, ausgestopften Thieren und Vögeln, lebendigen Katzen und Hunden, die in buntem Gemisch Sir Everard Sidney's Zimmer füllen, auch nicht das geringste Detail verborgen bleibt, der Autor giebt uns sogar, durch die Kurzhaarigkeit und die langen Schweife zweier spielenden Käzchen darauf gebracht, ausführlich die Gründe an, vermöge deren er vorauszu sehen sich berechtigt glaubt, daß das letztgedachte Stubenvieh nicht von ganz reiner persischer, sondern von gekreuzter Race sey. — Wir wundern uns übrigens weniger, daß ein Leser solche Detail-Malerei angenehm finden kann; er ließt, so lange ihn das Ganze anzieht, und überschlägt, was ihn langweilt, woher aber ein Autor die Liebe nimmt, um dergleichen zu fertigen, ist uns wahrhaft unbegreiflich. Es ist hier wie in der Malerei. Ein talentvoller Mensch sät vielleicht vier oder fünf Monate, um einen Kopf von Mieris oder von Seybold zu kopieren. Es glückt; keine der Poren, kein Härchen, kein Hautfältchen fehlt, Alles ist täuschend, der Natur abgestohlen. Es ist, als ob das alte Weib, dem der Kopf angehört, leibhaftig aus einem Spiegel sähe. Die Zuschauer loben, bewundern und der Künstler ist entzückt, denn er hat ein Kunstwerk — aber auch ein Scheusal — geschaffen. —

Erzählungen und Novellen von A. E. Beer.  
3 Bändchen. Leipzig, bei Focke. 1836.

Mit vielem Vergnügen haben wir diese Novellen gelesen. Schon die Vorrede ließ uns etwas Gutes erwarten. Der bescheidene Ton derselben contrastirt so angenehm mit anderen, wo der Autor versichert, daß das Werk, was er liefere, zwar schon ein vortreffliches sey, daß er aber binnen Jahr und Tag ein ganz stupendes, was die Lesewelt in Erstaunen setzen werde, zu liefern gedenke; eine Versicherung, hingeworfen, um das Publikum zum Aufmerken zu zwingen, wo aber in der Regel nicht das Allergeringste

dahinter ist. — Was die oben bezeichneten Novellen besonders auszeichnet, ist die Liebe und der Fleiß, mit denen sie geschaffen wurden und die überall darin sichtbar sind. Vorzüglich zeichnet sich die Novelle des ersten Bändchens: „Die Brüder“, dadurch aus. Die Characterschilderung ist überall fest und gut, die Begebenheiten folgerecht, die hin und wieder vorkommenden Naturscenen lebendig und treu gezeichnet. Vorzüglich gelungen ist die Beschreibung des Trollhättan. — Von den Novellen des zweiten Bändchens ziehen wir die „Leonore“ den „Auswanderern“ vor. Besonders gelungen erscheinen uns die gut angebrachten Uebersetzungen aus Byron's „Traum“. — Was die Erzählungen des dritten Bandes anlangt, so wünschten wir von den „Schicksalen der Fürstin Petrowna“ das Vorwort weg. Der Autor ist im Stande, den Lesern eine angenehme, unterhaltende Dichtung zu liefern; wozu also der verbrauchte Hebel, diese als eine Wahrheit erscheinen zu lassen? Wir sind der Meinung, daß sich ein guter Novellist durchaus hüten müsse, die Kinder seiner Phantasie als Geschöpfe von Fleisch und Bein aufzuführen. Man thut in solchem Bestreben in der Regel für die Dichtung zu wenig und für die Wirklichkeit zu viel, und zerstört somit die Illusion in Beziehung auf das Eine wie auf das Andere; ganz abgerechnet, daß der Nothbehelf am Ende dennoch durchblickt. — Auch für Stoffe, wie der in der „Joanna“, sollte sich der Verfasser hüten; sie sind schwer mit Geschick zu handhaben und dennoch zuletzt seines hübschen Talentes weder würdig, noch ganz gelungen zu nennen.

Fest überzeugt, daß der Autor unsere Meinung über die letztgerügten Punkte als eine freundliche, von Wohlwollen eingegebene, betrachten werde, wünschen wir ihm Muße und Lust zum Fortfahren auf dem mit Glück betretenen Pfade, indem wir nur noch schlüsslich und mit Ueberzeugung die Novellensammlung den Lesern anempfehlen.

Druck und Papier machen der Verlags handlung Ehre. —

E. v. Wachs mann.

Frühlings almanach. Herausgegeben von Nicolaus Lenau. 1836. Stuttgart, bei Brodhag. Mit Bildern von Fellner.

Willkommen, du Maisöhnchen, mit deinem Blumensträußchen! Willkommen mit deinen westlichen Rosen von Rückert, mit deinen Weilchen von Mayer, mit deinen Lilien von Lenau, mit deinen Viole von Pfizer und deinen Nelken von Anastasius Grün! Kein Kind der Schule, hältst

du dennoch eine Bibel aufgeschlagen und liesest uns Neues aus den alten Büchern der heiligen Schrift „Natur“ vor! Aber du wonniger, liebergelockter Maiknabe, komm' herein in mein Leipziger Dachstübchen und fürchte dich nicht vor der chemischen Werkstätte des Recensenten, denn sieh' — meine Kritik will ich wie einen Kuß auf deine Wange hinhauchen!

Weg mit der Vitanei und lieber zu den Gedichten von Friedrich Rückert. Da springt uns wiederum der herbliche Liederborn in Neuseß und wir können gestrost diesen Weinregen auffangen, um unseren ästhetischen Lippen mit dem köstlichen Dreiunddreißiger ein heuriges Frühlingsbad zu bereiten. R. hat sein Neuseß zu einer poetischen Residenz erhoben. Wäre der Ort poesielos gewesen, hätte da R. den einzigen „Abschied von Neuseß“ genommen?

Neuer Sitz am alten Koburg,  
Mir im Herbst ein neuer Lenz,  
Meine kleine Freudensrohburg,  
Ehrenburg und Residenz!  
Dessen Schatten ein Vertrauter  
Meiner Einsamkeiten spricht,  
Wo die Lauter hell und lauter  
Meinem Zaun vorüberfließt. —

Dort im selbstgepflanzten Garten,  
Wenn zur Wahrheit wird ein Traum,  
Will ich meiner Neben warten  
Und mir pressen Purpurschaum,  
Ihn zu spenden meinen Lieben,  
Allen, die mein Herz erkor,  
Allen, die durch Gott mir blieben,  
Und die ich durch ihn verlor.

Diese letzten — theilweise auch die ersten — Neuseßischen Lieder tragen weniger das Gepräge des süßen, herzigen Wohlbehagens in der duftigen Herbstfrische der Natur, als vielmehr einer ernst reflectirenden Welt- und Zeitbeschauung. Abgethan das Professorische und Gelehrte, reflectirt Rückert nicht selten eben über das Prosaisch-Professorische, recensirt im poetischen Geiste die Grubler und Grillenmenschen, und legt in diese Dichtungen einen Schatz von Manifesten, goldenen Sprüchen, Geboten und von eben so feinen als tiefen und reifen Gedanken über manchen politischen, doctrinellen und poetischen Wahn unserer Zeit. Ich verweise nur auf „die Heilwege“, „die Geisterseher“, „die Geschichte“, „freiwillige Gefangenschaft“ und „Regal“. Unter den Gedichten ohne Ueberschriften zeichnen sich die auf SS. 4, 8, 9, 28, 38, 43, 66, 67, 69, 71 und 78

ganz besonders aus. Herzlich und herzerührend ist das „Lobtenopfer“, erquicklich die „Eregeße“, treuherzig die „Ornithologie — Mythologie“, philologisch die „Etymologie“, ein naives Späßchen die „Räthsel-Homonyme“, versmeisterhaft „meine Ansicht“, und „der Gehilfe“ — bei'm Hunde! würde Sokrates sagen — ein unbekanntes Genie!

Unter den Liedern von Karl Mayer dürften die „Vergütung“ und „Bitte an den Tod“ alle anderen vergüten.

Die Gedichte von Nicolaus Lenau führen wieder den sanft elegischen und ruhig idyllischen Ton, wie früher, freilich viel höher und poetischer als die ältern und mattem Hölty's. „Der Urwald“, „der Steyrentanz“, „an einem Baum“ und „an Luise“ sind der Schmuck und die Zierde seines Lenzsalmanachs. Die „zwei Polen“ haben mich doppelt ergriffen, einmal des edlen Volkes und dann Lenau's poetischen Freimuths halber.

Gedichte der beiden Motter liegen noch in der unsichtbaren Loge. Dagegen hat Kaver Schurz „ein unbegrabtes Grab“ und „das Ländchen“ gesteuert, erfreuliche Säckelchen. Er hat etwas Epigrammatisches, Humoristisches, was nicht in Verse paßt. Sein „Jeremias“ hätte was werden können.. Kürzer, viel besser!

Ezzelin von Romano, ein epischer Lieder-Cyklus von Gustav Pfizer, das Gediegenste und dichterisch Vollendetste im ganzen Almanach. Für objective Poesie scheint Pfizer wie geboren zu seyn, subjective Lyrik gelingt ihm nicht. Pfizer ist, wie Uhland, mehr norddeutscher Natur, und das Süddeutsche ist nur die Folie seiner Poesie.

Die „neueren Spaziergänge“ und „Lieder aus Italien“, von Anastasius Grün, sind die besten Arabesken zum Frühlingssalmanach.

Die Bilder zum „Ezzelino“ vom genialen Fellner, kräftig und prächtig!

„Hymne an Gott“ und „Das Kreuz oder die Religionen“. Zwei religiöse Dichtungen, allen Freunden der Religion gewidmet von Ernst Drtlepp. Leipzig, Verlag von J. F. Hartknoch. 1836.

Wir haben schon früher erwähnt, daß Herr Drtlepp unter den zeitgenössischen Dichtern in gewisser Hinsicht fast einzig dasteht. Im Aufschwung der Ideen und im begeisterten Drange, das Würdigste und Heiligste, was so leicht der Prosa anheim fällt, in der Poesie zu verklären, wird es ihm Keiner zuvorthun. Fern von der poesietödtenden

Unklarheit und Stürmerei, womit Klopstock das Höchste nicht erschließt, sondern verballhornt, (!) frei von dem unreifen Riesenflug, worin Sonnenberg die Poesie erhaschen will, immer aber erschöpft im labyrinthischen Gedankendickicht niedersinkt, giebt Ortlepp das seltene, vielleicht erste Beispiel in unserer Poesie, wie man das Erhabene, über den Grenzen der Anschauung liegende Majestätische als Dichtungsstoff erfassen und für Phantasie und Herz darstellen müsse. Es ist offenbar das Schwierigste, in das Abstrakteste von der Welt wahre und klare Poesie hineinzutragen und diese fast eisernen Ideen in Blut und Flammen zu setzen. Ihre Versinnlichung und Verbildlichung ist eine Aufgabe, die selbst solche nicht lösen möchten, die in der mit der Sinnenwelt im nächsten Rapport stehenden Poesieschicht meisterhaft münzen können. Diese Aufgabe hat nun abermals Ortlepp in den zwei vorliegenden Dichtungen vollständig gelöst. Seine „Hymne an Gott“ ist feuriger und gefühlter als die unzähligen Gotteslieder in unseren Gesangbüchern. Sie dürfte als ein Meisterpreislied den Topus zum feierlichsten, vernünftigsten und seelenvollsten Kirchengesange geben. Wie warm, feierlich ernst und hochpoetisch ist nicht folgende Strophe:

Die uralten Hymnen rauschen  
Noch mit dem uralten Ton,  
Alle Kreaturen lauschen  
Betend auf nach seinem Thron,  
Millionen Menschenherzen  
Lobern ihm als Andachtskerzen,  
Und die Stern' in ihrem Flug  
Schreiben seinen Namenszug.

Es ist, als hörte man den schmetternden Vollklang einer Orgel, zu deren volltönigem Spiel eine große versammelte Gemeinde die Weise singt. Würden solche körnige Gesänge zu Kirchenliedern erhoben, so würde Niemand wegen Kirchenkälte und protestantischer Prosa klagen.

„Das Kreuz“, ein religiöses Phantastestück, mit der Grund-Idee, den glorreichen Sieg des Christenthums über die anderen Religionen zu feiern, verdient die rühmliche Anerkennung: geschickt angelegt und glücklich durchgeführt zu seyn.

Friedr. Goldschmied.

Das Testament. Ein Roman von Wilhelm Angelfern. Bielefeld, 1836, bei Velhagen und Klaring. 8. 318 S.

Eine bürgerliche Familiengeschichte, wie wir deren in Menge haben. Schon der Titel: „Das Testament“, sagt ziemlich deutlich, was wir zu erwarten haben: Testamentserschleichung, Verfälschung, Vertauschung zc., daraus folgendes Elend und Verwirrung, endlich Entdeckung des Betruges und allgemeiner Jubel mit Ehe und Liebe, oder umgekehrt, wobei die poetische Gerechtigkeit als Scharfrichter figurirt. So ist es denn auch wirklich; das Buch ist nicht besser und nicht schlechter, als fünfzig andere der Art, und es soll in dieser kurzen Anzeige dem Verf. durchaus nicht der Stab gebrochen werden; aber wie soll man eine weitläufige Relation über eine Erzählung schreiben, die sich nicht über die Gewöhnlichkeit erhebt? Der Verf. hat Erzählungstalent, aber es bedarf noch der Ausbildung; sein Humor ist erzwungen, nicht natürlich, seine Charakteristik erst im Werden und er sucht den Mangel einer prägnanten Zeichnung des Innern durch Hervorhebung der Aeußerlichkeiten zu ersetzen, wodurch seine Figuren oft etwas roh erscheinen; so z. B. Wilhelm, der Jäger, Kronstein zc.; auch die Sprache bedarf noch der Politur. Gegen die historische Romantik hätte der Verf. lieber nicht zu Felde ziehen sollen; seine Raisonnements zeigen, daß er das Wahre von dem Falschen noch nicht genug zu sondern weiß. Wir wünschen dem Verf. bald wieder zu begegnen. — Das Außere des Buches ist gut.

Eben so kurz können wir uns fassen über

Benjamin Brail's Seezüge. Roman von C. Wilson. Aus dem Engl. von C. Richard. Aachen und Leipzig, 1836, bei J. A. Mayer. 1r Band. 312 S.

Es wird nun die höchste Zeit, daß man der Ueberschwemmung mit englischer Alltagsplauderei, die man — sonderbar genug — Roman zu nennen beliebt, einen Damm entgegenstelle. Dieser ganze Band von zwanzig Bogen enthält nichts als eine Reihenfolge der unwahrscheinlichsten und verbrauchtesten Seeabenteuer, durch welche sich ein dünner, unhaltbarer Romanfaden bandwurmartig hindurchzieht. Die ganze zusammengeschüttelte Brühe wird vollends ungenießbar durch eine Uebertadung von Handwerksmäßigen Schiffsausdrücken und durch einen Matrosen-Humor, auf welchem der Verf. gleich wie auf einem Knäupelbamme herumstolpert. — C. Richard übersetzt sehr gut und hat das auch bei diesem Buche wieder bewährt; — möchte er aber etwas sorgfältiger wählen, wenn er uns Erzeugnisse des Insellandes vorführen will, denn solcher Fadaisen können wir ohne große Mühe im lieben Vaterlande übergenuß haben.

R. Blum.